

Das Neue Geistliche Lied, einst Zeichen kirchlichen – auch ökumenischen – Aufbruchs, tut sich in manchen Teilen derzeit eher schwer. Langjährige Musiker der zweiten Generationen nach Peter Janssens sind zuletzt deutlich stiller geworden. Und manchem reichen im Gottesdienst Nachahmer. Andere begeistern sich an der Gospelwelle.

Da fällt ins Gewicht, wenn ein Ensemble gutes Neues anbietet: Die zuletzt veröffentlichte CD des im Bistum Osnabrück beheimateten Ensembles „Aschira“ – der hebräische Name bedeutet „Ich will singen“ – tritt mit dreizehn neuen Kompositionen an und lässt beim Zuhörer gut fünfzig Minuten wie im Fluge vergehen. Das liegt zum einen an der thematischen Breite: von „Kommt her“ als Eingangslied zur gottesdienstlichen Versammlung über Pfingstliches – „Gottes Geist weht, wo er will“ – bis zum Abendgesang. Selbst das titelgebende „Es kommt auf dich an“ führt nicht zu betulicher oder stressender Appell-Musik, sondern bricht sich selbstironisch mit dem brillanten Foto einer jungen Schildkröte auf dem Titel der CD. Hier weiß man von Zeit und Ewigkeit. Musi-

Weckt uns auf im Morgenrot

Die jüngste CD des Neuen-Geistlichen-Lied-Ensembles „Aschira“ weiß um Zeit und Ewigkeit.

kalisches kommt die ursprünglich im Emsland beheimatete Gruppe mit Schwung daher. Saxophon und zwei Trompeten sorgen neben Tasteninstrumenten, E-Bass und viel Schlagwerk für einen Klang, der den Kammerpop der Jesuslatschen-Ära weit hinter sich lässt. Jazz, Latin und auch mal a capella Vorgetragenes mischen sich zu Unerhörtem.

Zwei Komponisten, von denen man bislang wenig hörte, sind für diese Qualität verantwortlich: Karl-Bernhard Hüttis aus Bremen zählt zu den Kirchenmusikern, die auch „in Pop können“. Dominik Lübbers ist im Hauptberuf Informatiker. Diese beiden verweben klassisches Neues Geistliches Lied mit Bigband-Sound und können so Anhörige verschiedener Milieus ansprechen.

Das Lied „Stell dir vor“ wird zum Ruhepol auf der CD, die im Eigenverlag erschie-

nen ist: „Stell dir vor, dass der Mensch seine Fäuste vergisst...; stell dir vor, irgendwann, vielleicht.“ Das verspricht nicht mehr, als wir selber halten können, ebenso wie den Beitrag „Red dich nicht raus“, der am Gewissen und der Selbstgenügsamkeit nagt. Diese Musiker wollen etwas vom Christentum, vor allem aber von jedem einzelnen Christen. „Mit dir einen neuen Aufbruch wagen“ ist inspiriert vom Motto des Mannheimer Katholikentags 2012 und klingt gerade so schmissig, wie die Titelzeile vermuten lässt.

Das letzte Stück, „Der Abend kommt“, krönt das Ganze. Es vertont einfallreich, indem es die Melodie des Choral „Wer nur den lieben Gott lässt walten“ aufgreift, ein Gedicht von Thomas Laubach aus dem Kölner Ensemble „Ruhama“. „Der tag ist müde / legt sich schlafen / und morgen ist noch

nicht in sicht“ bildet den Auftakt zu einem betenden Abendlied, das theologisch-poetisch von hoher Qualität ist. Laubach endet mit „gott nimmt uns zärtlich in die arme / in jedem menschen der uns liebt / in jedem wort das uns begleitet / in jedem blick der aussicht gibt / denn allen sorgen dämmert gott / und weckt uns auf im morgenrot“.

Das sind Liedtexte, die man auch einfach tonlos beten kann. Dass Hüttis und seine Mitstreiter das Ihre auf musikalischer Seite dazutun und dass dies nicht überflüssig klingt, hebt diese CD aus der Masse hervor. Wer die Kirchen-Combo der siebziger Jahre hinter sich gelassen hat und einen aufgeschlossenen Chor um sich weiß, findet hier gutes neues Material. Mit solchem Liedgut „groovt“ man sich nicht in die Besinnungslosigkeit, sondern kann man die gute Botschaft aussingen. *Peter Hahnen*

Aschira

Es kommt auf Dich an

(CD, knapp 50 Min.; zu bestellen über www.aschira.net, 13 €; Notensammlung: 12 €, zusätzlich Porto/Verpackung: 2 €)

Reform ...

→ zwar aus seelsorglichem Bemühen heraus verständlich, bergen aber die Gefahr einer Verschmelzungstheologie, die den wesentlichen Unterschied zwischen Gott und Welt vergessen lässt.

Leidenschaftlich wurde darüber gestritten, wie von Gott angemessen zu denken und zu reden sei. Nicht zuletzt die Begegnung mit dem radikalen Monotheismus des Islam nötigte zu der Frage, wie das christliche Bekenntnis zum dreifaltigen-dreieinen Gott zu verstehen ist. Deshalb geriet Joachim von Fiore mit Universitätstheologen wie Petrus Lombardus (1100–1160) aneinander: Neben die pantheistische Versuchung, dass Gott und Geschichte, Gott und Vernunft letztlich eins seien, trat die rationalistische, dass das Geheimnis Gottes reflexiv durchschaubar sei. Darin meldete sich der epochale Umschwung zwischen monastischer und scholastischer Theologie. Auf diesen Zusammenfall unterschiedlicher Denk- und Lebensformen wollte und musste das Konzil klärend reagieren.

Ähnlich – Unähnlich

Paradoxiert findet sich bei Joachim von Fiore selbst jener Satz, den das Konzil in den Mittelpunkt seiner Glaubenslehre stellte – gegen jede Form von „esoterischem“ Pantheismus, gegen die Gleichsetzung von Trinität und Geschichte: „Denn zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf kann man keine (noch) so große Ähnlichkeit feststellen, dass zwischen ihnen nicht eine (noch) größere Unähnlichkeit festzustellen wäre.“ Dieser Grund-Satz nimmt Bezug auf die biblische Rede von der Vollkommenheit Gottes, der seine Sonne aufgehen lässt über Gute und Böse (Mt 5,48). An dieser Vollkommenheit sollen die Jünger Jesu teilhaben, aber ohne je Gott zu spielen und mit ihm identisch sein zu wollen. Beides betont das Konzil: die besondere Würde des Menschen dank der Gottesbeziehung, aber eben auch den unendlichen Unterschied, dank dem Beziehung allererst möglich wird und verwirklicht ist. Das Konzil wählte eine steigernde

Formulierung in verneinender Form und brachte so bis in die Sprache hinein den lebendigen Rhythmus christlichen Glaubens zur Geltung. Mensch und Welt sind aus Schöpfung Gottes unendlich wichtig, aus sich heraus aber unendlich nichtig – weil aus nichts geschaffen, aus nichts anderem als aus Gottes freigebendem Wohlwollen. Dieses Schöpferwirken ist ständig im Gange, sonst wäre nichts. „Gott ist im Himmel, du bist auf der Erde“ (Koh 5,1; vgl. Weisheit 11,20ff). Weil Gott den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis schuf, gibt es zwischen ihnen eine alles prägende Ähnlichkeit. „Die Welt ist Gottes so voll“, sagte der Jesuit Alfred Delp (1907–1945). Weil sich alles aber der ständig zuvorkommenden Schöpferfreude Gottes verdankt, besteht eine immer noch größere Unähnlichkeit. Das gilt erst recht, weil Gottes sehr gute Schöpfung infiziert ist von dem Mehltau der Gier, der Gewalt und der Dummheit, also der Sünde. Bis zur Unkenntlichkeit ist die Schöpfung von diesem Smog des Bösen belastet, den die Überlieferung Ursünde nennt, also strukturelle Verblendung und Verwicklung im Energiefeld der Angst, zu kurz zu kommen, in der Sucht, selbst Gott spielen zu wollen. Bernhard von Clairvaux und später Mechthild von Magdeburg (1207–1282) sprachen deshalb vom „Land der Unähnlichkeit“, in dem wir leben – im „ellende“, im „Ausland“, in der Fremde und Entfremdung pilgernd unterwegs.

Nichts in der Welt ist Gott. Gott ist in allem über allem der uns Nächste. Dieser Schöpfer aber will sein Geschöpf ihm eigenständig gegenüber. Diese biblische Überzeugung vom Bund bringt starke Emanzipationsschübe mit sich. Weil die Geschichte aber auch durcheinander und gebrochen ist, braucht es die Wiederherstellung, Heilung und Vollendung der Schöpfung und nicht zuletzt der menschlichen Vernunft. In Jesu Geschichte ist die Unähnlichkeit zwischen Gott und Mensch bis zum Zerreißen gespannt, wie der Kreuzeschrei offenbart. Zugleich ist in ihm, dem Christus, die Ähnlichkeit mit Gott bis zur Gleichheit gesteigert. „Unvermischt und ungetrennt“ sind in Jesus Christus Gott und Mensch für immer einig

geworden. „Gott und der Sünder, die sollen zu Freunden nun werden“, heißt es in dem Lied „Jauchzet, ihr Himmel“ von Gerhard Tersteegen (1697–1769). Der Theologe Eberhard Jüngel ergänzte die Konzilsaussagen in umgekehrter Richtung. Weil in Jesus Christus Gottes Ähnlichkeit und Unähnlichkeit für uns eins geworden sind und als unfassbare, heruntersteigende Liebe glaubhaft wurden, gelte nun auch: „Die Differenz von Gott und Mensch, die das Wesen des christlichen Glaubens konstituiert, ist demnach nicht die Differenz einer immer noch größeren Unähnlichkeit, sondern vielmehr umgekehrt die Differenz einer inmitten noch so großer Unähnlichkeit immer noch größeren Ähnlichkeit zwischen Gott und Mensch.“ Ähnlicher als in diesem Menschen konnte Gott uns nicht werden. Gerade in dieser heruntergekommene Liebe zeigt sich, wie sehr Gott ganz anders ist als unsereiner: Liebe, die größer nicht gedacht und gelebt werden kann.

Dann ist es nicht Gott ...

Also gilt es, mit dem Konzil die Unbegreiflichkeit Gottes zu betonen: dass alles, was wir von seiner Gegenwart und seinem Kommen sagen können, immer analog, also vergleichsweise, und metaphorisch, also übertragend, ist. Im Sagbaren muss das Unsagbare, in einer Aussage über Gott auch der Gegensatz mitgedacht werden. Sagen wir zum Beispiel, Gott sei transzendent jenseits von allem, dann unterschlagen wir, dass er in allem zuinnerst, immanent, ist. Denken wir „ihn“ als Person, so sollte stets mitschwingen, dass „er“ mehr und anders ist als Person. „Wenn du es begreifst, ist es nicht Gott“, schrieb schon Augustinus (354–430). Thomas von Aquin (1225–1274) notierte Jahre nach dem Konzil: „Wir wissen nicht, was Gott ist; wir wissen nur, was er nicht ist, und wie anderes sich zu ihm verhält.“ Das ist Sinn und Auftrag jeder „negativen“, verneinenden Theologie: Wo der Mensch zustimmend von Gott denkt und spricht, muss er das zugleich überbietend verneinen. Solche Gottesrede führt dorthin, wo sie herkommt: ins schweigende Anbeten, in die abgründige Fassungslosigkeit

wirklich kritischer Vernunft, in das erfüllte Schweigen anbetenden Glaubens.

Gerade angesichts der kirchlichen Gefahr, ständig in Tonlagen des Wissens und Habens von Gott zu reden, gilt es, das offenbare Geheimnis seiner Verborgenheit und die Begrenztheit unserer Sprache stark zu machen. „Niemand hat Gott je gesehen – aber der Einziggeborene, der an der Brust des Vaters ruht, ist seine Deutung“, heißt es im Johannesevangelium (1,18). Gott ist nicht nur unbegreiflich in dem Sinn, dass er all unser Begreifen völlig übersteigt und sprengt. Unbegreiflich ist er viel mehr in seiner Liebe, die sich gerade nicht abhängig macht von unserer Gegenliebe, sondern dem Menschen einseitig erlösend zuvorkommt. „Der Unbegreifliche wollte begriffen werden“, sagte bereits Papst Leo der Große (400–461).

Im Ringen um eine „franziskanische“ Kirchengestalt müssen wir Abschied nehmen von dem imperialen Verständnis, das mit Gregor VII. oder Innozenz III. verbunden ist und im Grunde bis zu den Pius-Päpsten des 20. Jahrhunderts reicht. Nicht mehr „Herrschaft“ ist die Leitvorstellung, sondern „Barmherzigkeit“. Franz von Assisi sprach von der Demut Gottes, die er in der Umarbung des Aussätzigen erfuhr und im Leben mit den Armen. Die jeweiligen Kirchengestalten im Lauf der Geschichte sind ebenso liebevoll wie unerbittlich in den Blick zu nehmen in ihrer Größe und Grenze. Der Maßstab sollte der wohlthuende Unterschied zwischen Gott und Mensch sein, den das Vierte Laterankonzil formulierte. Dadurch wird der Mensch von der Neigung, wie Gott sein zu wollen, befreit, so dass er Mensch, Mitmensch und Mitgeschöpf werden kann. Entsprechend nimmt sich der je größere und kleinere Gott zugunsten seiner Geschöpfe zurück. Er schafft auf diese Weise den Beziehungsraum der Freiheit, durch den Liebe möglich wird. Dieser Gott braucht den Menschen nicht, aber er will ihn brauchen – als Mitliebenden. Gott ist unbegreiflich, aber er will sich begreiflich machen. Er macht sich begreiflich in Gestalt und Werk Jesu Christi und in seinen geringsten Brüdern und Schwestern. ←